

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Umschau in der Welt

[urn:nbn:de:bsz:31-338265](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-338265)



Amschau in der Welt



Also hat mich der Bürgermeister von Dingsda an-
geredet mitten auf der Landstraße, gerade wo sie eine
Wiegung in ein saftig-grünes Wiesental macht. Der
Bürgermeister, der mit der Sense auf dem Budel von
seiner Wiese herkam, hat diesmal einen aufge-
schredt aus tiefen Gedanken. — Ja, das Kriegsjahr!
— Wie ist einstens der Kalendermann fröhlich durch
die Welt geschritten — singend und pfeifend — wie
ein Vögelein — und jetzt selber der Schnappauf hat
keinen Freudenlaut von sich gegeben, als sich der
Bürgermeister nahte, und er hat doch sicher die Knö-
chelchen und die Spedschwarten gut in der Erinne-
rung, die für ihn im Hause dieses Wohlstatters schon
abgefallen sind.

Aus tiefen Gedanken! — — — Und er hat's ge-
rade auch noch erraten der Bürgermeister. — Mit
der Umschau im Kopf ist der Kalendermann gewandert
auf der heißen Landstraße. —

Ja, Feinde wachsen dem deutschen Mann überall
aus dem Boden. — Er hält ihnen die Stange. — Er
hält seine Landesmark frei von den lüsternen Näu-
bern, die ihn erdrücken wollen. —

„Kalendermann, Ihr werdet diesmal gar nicht wis-
sen, wo Ihr anfangen sollt mit Eurer Umschau, und
ans Aufhören ist gar nicht zu denken. Ihr habt auch
eine schwere Zeit alleweg — ich möcht nicht mit Euch
halten!“

1/2 %	
M	A
08	0.0011
17	0.0028
25	0.0042
33	0.0076
42	0.0069
50	0.0083
58	0.0097
66	0.011
75	0.012
83	0.013
91	0.027
99	0.041
107	0.055
115	0.069
123	0.083
131	0.097
139	0.11
147	0.12
155	0.13
163	0.27
171	0.41
179	0.55
187	0.69
195	0.83
203	0.97
211	1.11
219	1.25
227	1.39

Ährung.

M	A
8.50	
17	
0.85	
45.35	
4.51	
16.20	
0.80	
32.40	
2.16	
11.25	
1.08	
16.20	
0.80	
16.20	
0.80	
16.20	
0.80	
16.60	

er (hl) oder
om).

meter(obom).
(1).

um (kg) (= 8

umb.
ab bilden 1
und bilden 1

(g).
(mg).
g.

Aus tiefen Gedanken! — — Der Kalendermann mußte sich erst ein wenig erholen, ehe er antworten konnte.

„Ja — Bürgermeister, Ihr habt lang gut reden. Wenn ich wieder auf die Welt komme, schaffe ich mir auch so einen schönen Hof an und werde Bürgermeister in Dingsda und dann kann wegen mir Kalender schreiben, wer will.“

„Nur halb so wild, Kalendermann. Sel mit den Bauernhöfen hat heutzutage auch seine Raupen. Ja, der Krieg — der leidige Krieg. Wir haben sie die Söhne weggeholt und die Knechte und die Aoh. Meint Ihr vielleicht, ich mähe zum Vergnügen jetzt wieder Tag für Tag vom ersten Frührot bis in den heißen Vormittag hinein. Das tut meinen alten Knochen nicht gerade gut, aber „Mus geht über Brei!“ Was will man machen. Wenn nur das Wetter hilft, dann ist bald viel geschafft. Und Euer Kalender wird auch fertig werden, sel ist sicher, und wenn Ihr schön stad seid, so will ich Euch ein Geschichtlein erzählen, das Euch vielleicht in den Kram paßt.“

Der Bürgermeister ist kein unweger Mensch. Weiter von Gemüt und voll der Tüde, und wenn er dem Kalendermann Geschichten erzählt, so sind sie meistens aus dem Leben und nicht erfunden, und solche Quellen muß sich ein Kalenderreiber immer warm halten. Darum war es dem Kalendermann ein gefundenes Freßgen, daß der Ortsgewaltige mit ihm dem Dorfe zuschritt.

„Ich hab' jetzt Hunger und Durst und Ihr werdet auch nicht gerade von einem Festessen kommen, also geht mit in meine Behausung, da will ich Euch bei einem Glase Birenmost die Geschichte vom Halder-Franz, dem größten Kriegshelden meiner Gemeinde, erzählen.“

Dem Bürgermeister sein „Birenmost“ hat es zu einer Berühmtheit weitum gebracht. Er nimmt zu seinem Extrajast nur ausgesucht schöne Bratbirnen, und das gibt ein Getränk, das — im Sommer noch — gleich dem besten Schaumwein im Glase perlt und schmeckt wie süßer Traubenwein. Also konnte der Kalendermann nicht widerstehen, denn von seiner trübseiligen Wanderung klebte ihm die Zunge am Gaumen und den Unmut mit so einem Extratropfen herunterzuspülen, konnte ihm nur befömmlich sein. Also ergab er sich in sein Schicksal.

„Der Halder-Franz,“ hub der Bürgermeister — nachdem der größte Durst gestillt war — an, „ist Euch nicht einmal dem Namen nach bekannt. Er hat auch nicht gerade eine berühmte Abstammung. Das Kind einer Ledigen ist er, und weiß Gott, wer der Vater ist. Seine Mutter, die später — irgendwo draußen in der Welt — einen Mann erheiratet hat, hat sich

wenig um den Buben gekümmert — die Großmutter hat ihn aufgezogen. Er hat nichts dafür gekonnt, daß er schon in jugendlicher Zeit von der Obrigkeit eingesperrt wurde. Er hatte freilich eine schwere Sünde begangen — mangelhafte Erziehung war schuld daran — und die eigene Mutterschwester hat ein Geschrei erhoben, das den verblendeten Buben ins Gefängnis brachte.

„Man sagt ja sonst: Was ein Haken werden will, krümmt sich bei Zeiten. Aber mancher ist auch schon dadurch ein schlechter Kerl geworden, weil ihn beim ersten Fehltritt ein schweres Geschick ereilte und weil darnach die Menschen auf ihn deuteten, wie auf einen Ausfägigen.“

„Daß der Halder-Franz in einer so wald- und wildreichen Gegend zur Welt kommen mußte — dafür konnte er gar nichts. Ja, bei uns spazieren die Rehe und Hirsche im Frühjonnenschein bei helllichem Tage auf Wiesen und Feldern, um sich ihren Tribut zu holen von dem, was der Landwirt mühesam pflanzt und hegt und pflegt. In den Aprilmächten balzt der Auerhahn im hohen Tann. Eine Lust muß es sein, hier Jäger zu sein. Ja, Kalendermann, wenn ich im Treffen ein wenig sicherer wäre, hätte ich mich schon lang an diesen Sport gemacht. Es gibt zwar Herrenleut genug, die sich das größte Vergnügen daraus machen, auf so ein armes Tierlein zu lauern und unsere Gemeinde kriegt ein schön Geld für die Jagdgerechtigkeit.“

„Unsere Jagd ist auch nie von Wilderern geschädigt worden, dafür sind unsere Eingeborenen zu ehrlich und auch zu bequem. Als der Halder-Franz aus dem Gefängnis heimkam und sich die Menschen von ihm abwendeten, wie von einem auf ewig Geschändeten, da ist der tiefe Tannwald sein Freund geworden. Dort hat er Trost gefunden bei den hundertjährigen Bäumen, die hoch über ihm ragten. Auf leisen Sohlen schritt er durch die Unendlichkeit der düsteren Gründe. Die Hirsche und die Rehe äugten nach ihm, wie nach ihresgleichen. Bald liefen Gerüchte um, die den Ausgestoßenen als gefährlichen Wilddieb bezeichneten. Der Wildhüter und die Jagdherren waren scharf auf ihn aus, aber erwischt haben sie ihn nie. Es mag ja wohl sein, daß der Kerl dann und wann einen feisten Bod, der ihm gar zu nah kam, abgetan und verkauft hat, denn er besaß, wenn er sich wieder im Dorfe zeigte, immer Geld, das er im Wirthaus vertrank und er rühmte sich dann wohl gar im Brand, daß ihm die Rehböde nachliefen und, daß er ein dummer Teufel sein mußte — — — aber weiter redete er nie, und aus dem konnte niemand etwas machen.“

„Ich hab' dem Franz dann ernstlich zugesprochen, daß er wieder ein anderes Leben führen müsse, daß er zurückkehren müsse zur regelmäßigen Arbeit. Wie

ein Schlo
lichen Ern
ihm noch
der Fabri
mäßig zu
— Der
gehalten
halten, da
in den W
mußte un
mandmal
hat wohl
als ihm z
paar Kerl
des ander
an den H

„Dann
die Zeit
solcher G
ger am K
mögen da
sicht die
machen, e
herum ist
Bierstun
soll, bei
Zorn hin
wissen, K
seid aber
ratsstän
der erfah

„Herrg
als das
Bürgerm
glas, dan

„Also i
lich lang
hen Rad
das Korn
noch sol
erheische
Schoppen
hold, we
Grund e

„Also,
der Hal
politiker
hen und
nen vorl

„Eine
Schlosser
gleich h
er den

ein Schloßhund hat er geheult auf meine eindringlichen Ermahnungen, und daran erkannte ich, daß mit ihm noch nicht alles verloren sei. — Er wendete sich der Fabrikarbeit zu, weil er da gebunden sei, regelmäßig zu kommen — das hat er mir eingestanden. — Der Kerl traute sich selber nicht. Er hat aber ausgehalten und hat von der Fabrik auch das Zeugnis erhalten, daß er ein guter, pünktlicher Arbeiter sei. Nur in den Wochen, in denen er zur Nachtschicht antreten mußte und die Tage zum Ruhen frei hatte, ist er manchmal Nachmittags ins Wirtshaus geseßen und hat wohl auch dann und wann mehr Bier getrunken, als ihm zuträglich war. Da finden sich immer so ein paar Kerle zusammen, der eine wird zum Verführer des anderen und hocken bleiben sie, als ob sie Pech an den Hosen hätten.

„Dann kam ein verhängnisvoller Tag. Es war um die Zeit der letzten Gemeinderatswahlen herum. Bei solcher Gelegenheit laufen oft die sparsamsten Bürger am hellen Werktag ins Wirtshaus. Die Weiber mögen daheim noch so sehr toben und schimpfen, daß nicht die Bürgermänner, die die Gemeindepolitik machen, gar nichts an. Und wenn dann so eine Wahl herum ist, dann gibt's immer noch Anlaß, bei längeren Bierstücken das Ergebnis zu besprechen. Mancher soll, bei solchen Zusammenkünften, auch schon in den Bohn hinein getrunken haben, und das werdet Ihr wissen, Kalendermann, daß das niemals gut tut. Ihr seid aber sicher noch kein durchgefallener Gemeinderatskandidat gewesen, sonst hätte man das im Kalender erfahren.“

„Herrgott, das Erzählen macht einem fast wärmer, als das Nähen, Ihnen Ihr wert'es Wohlsein!“ Der Bürgermeister tat einen starken Zug aus dem Mostglas, dann fuhr er fort.

„Also in jener Zeit — ich glaube es war schon ziemlich lange nach der Wahl — sammelten sich an heißen Nachmittagen — das Heu war unter Dach und das Korn noch nicht reif — im Bärenwirtshaus, immer noch solche, die glaubten, die Gemeindeangelegenheiten erheischten sehr eine weitere Besprechung hinter dem Schoppenglas. Ich bin solchen Dingen von jeher abhold, weil sich die Gemüter gewöhnlich ohne allen Grund erhitzen.“

„Also, an einem solchen Nachmittag, hatte sich auch der Halder-Franz unter die durstigen Gemeindepolitiker gesetzt. Er war freilich noch ein junges Bürschgen und es hätte ihm wohl angestanden, wenn er seinen vorlauten Schnabel gehalten hätte.“

„Eine giftige Rede des Halder-Franz verdroß den Schlosser-Naz. Er hätte es zwar nicht nötig gehabt, gleich handgreiflich zu werden. In seiner Wut hat er den Franz über den Stuhl heruntergezogen, und

hat ihm auf dem Boden noch einen Tritt versezt. Der Halder-Franz — nicht faul — ist wie rasend in die Höhe gesprungen und hat die nächste Bierflasche, die er auf dem Tisch erwischt, dem Nazi auf den Kopf geschlagen. Jetzt fiel der zusammen — ohnmächtig — tot — und lag auf dem Stubenboden, wie eine vermählte Krott. In der allgemeinen Bestürzung ist der Halder-Franz entwichen, und als der Bürgermeister mit der Polizei als oberste Obrigkeit auf dem Schauplatz erschienen, waren die Zeugen der Schreckenstat gerade dabei angelangt, dem Schlosser-Naz, der immer noch lang ausgestreckt auf dem Boden lag, kaltes Wasser anzuschütten — kübelvollweise. „Tot ist der Mann, ermordet hat ihn der Halder-Franz. Hebt den Halder-Franz! — Haut ihn! — Schleppt ihn aufs Gericht! — Starke Männer vor!“, schrienen sie durcheinander. Und die Schlosser-Nazin, die inzwischen auch angerückt war, weinte herzbrechend in den Lärm hinein.“

„Der Schlosser-Naz hat schließlich auf die energische Wasserkur hin die Augen aufgeschlagen, und hat gepustet und geflücht: „Hol Euch der Teufel — Ihr ersäuft mich ja!“ — Er hat als noch gelebt, aber auf der Stirne hat er einen breiten Riß gehabt aus dem langsam das Blut träufelte und der Amtsarzt hat später bestätigt, daß, wenn der Schlosser nicht einen so dicken Schädel gehabt hätte, der Schlag des Halder-Franz wohl größeren Schaden hätte anrichten können.“

„Und der Franz, der hat sich nicht fangen lassen, trotzdem wir ihm die Gendarmerie und das Gericht sofort auf den Hals hielten. Denkt nur, Kalendermann, wie es dieser Lump angestellt hat. Auf dem nächsten Wege ist der Schnurstrads ins Amtsstädtchen gewalzt und hat sich am Amtsgefängnis gemeldet.“

„Er hat dem Gefängniswärter erklärt, daß er dahinein müsse und als ihm dieser nach Name und Wohnort fragte und darauf erklärte, daß er ihn nicht in seiner Liste habe — ihn also auch nicht aufnehmen könne, hat er fest darauf beharrt, daß er ins Gefängnis müsse, weil er ein Mörder sei — er habe den Schlosser-Naz maustod geschlagen.“

„Endlich ließ sich der Gefängniswärtler erweichen und sperrte den Halder-Franz in eine leere Zelle.“

„Am anderen Morgen, als der Delinquent dem Gericht vorgeführt wurde, war natürlich unser „Mord“ schon in der ganzen Gegend bekannt. Es liefen die grausigsten Gerüchte um, daß der arme Schlosser-Naz mit gespaltenem Schädel im Sarge liege und daß ihm außerdem noch die sämtlichen Rippen eingetreten worden seien bei dem schrecklichen Wirrwarr. Dabei lag der daheim im weichen Bett und ließ sich von seinem Eheweib die Stirne mit einem Eisbeutel kühlen und neben — auf dem Nachtiischle — stand

ein Häfelein mit Most, mit dem er sich zeitweise die innere Hitze vertrieb.

„Beim Gericht hat der Halder-Franz auf die Frage: Ob er am Freitag, den 10. Juli, in der Wirtschaft zum Bären in Dingsda den Schlosser-Naz die Bierflasche auf den Kopf geschlagen habe, erwidert: „Ja, das habe ich getan!“ — Aber weiter war vom Richter kein Wort mehr aus ihm heraus zu bringen. Als er wieder in die Zelle zurückgebracht wurde, benahm er sich, wie einer, von dem der Verstand gewichen ist. Er redete irr sinniges Zeug und fuchtelte wild mit den Armen in der Luft herum. „Es ist kein Schad' für die Lumpen, wenn sie alle hin sind, das haben sie am Halder-Franz verdient“, schrie er gellend in die Welt hinaus. Eine so viehmäßige Stimme hätte ihm niemand zugetraut. Die Menschen, die am Gefängnis vorbei mußten, bekamen Angst vor dem neuen Injassen. Der Richter konnte schließlich nichts anderes tun, als den Franz einer Irrenanstalt zur Beobachtung überweisen. Und dort behielten sie ihn wirklich fünf Vierteljahre lang als regelrechten Verrückten. — Ich hab dem Schlingel nie recht getraut, aber ich bin weit davon, den Anstaltsdirektoren etwas in ihr Sach hineinzureden. Die Gemeinde hat natürlich blechen müssen, denn beim Halder-Franz war nichts zu holen.

„Soweit unser graufiger Nord. Dann kam der Krieg. Ihr wißt ja, wie es war, Kalendermann, da brauche ich nicht viel darüber reden. Gelle Begeisterung überall, aber auch Entsetzen und Jammer in den Familien, als die starken Söhne, als vielfach die Ernährer ausziehen mußten, dem Feind entgegen. In den ersten zehn Mobilmachungstagen sind von unserer etwa achthundert Einwohner zählenden Gemeinde über achtzig Leute eingerückt und dazu kamen später noch die LandsturMLEUTE. Das ist ein gutes Zeichen, ein Beweis, daß wir ein kräftiger Menschenschlag sind. Aber, lieber Kalendermann: viele von den besten sind dem schrecklichen Menschenmorden, da draußen vor dem Feind, zum Opfer gefallen und wer kann's wissen, wie viele wiederkommen werden. Ich kann unserem Herrgott nicht genug danken, daß meine vier Buben, die alle in der Front stehen, noch heil sind. Gestern hat sich's geschickt getroffen, da sind auf einmal Briefe von allen Vieren gekommen. Das war ein Festtag für uns, denn von den zwei Jüngsten hatten wir wochenlang keine Nachricht. Meine Buben haben alle bei der reitenden Artillerie gedient, das ist bei uns so Tradition. Ich und meine Brüder, mein Vater und mein Großvater waren alles Kanoniere. Es ist eine schöne stolze Waffengattung und für Baubernbuben hat es noch den besonderen Wert, daß sie fahren und reiten lernen.

„Drei von meinen Buben sind jetzt auch im Felde bei den Kanonieren und haben schon viel, viel mit-

gemacht, aber der gütige Gott hat sie behütet in aller Fährlichkeiten. Den Vierten, den Ältesten, haben sie in eine Fuhrparkkolonne gesteckt, und der treibt jetzt schon über ein Halbjahr im Feindeslande das friedliche Handwerk des Landmannes.

„Ihr wißt ja, Kalendermann, daß der Eduard ein tüchtiger Landwirt ist und das hat scheint's der Kolonnenführer auch herausgebracht. Sie haben ihn zum Unteroffizier gemacht, und er leitet jetzt so ziemlich selbständig die Bebauung und Aberntung mehrerer Gemarkungen. Das muß ein fruchtbares Gelände sein, da in dem Norden Frankreichs. Ich hab' mich gewundert, daß die vom Spätherbst bis ins Frühjahr hinein, also fast den ganzen Winter hindurch, Weizen säen konnten. Der Bub schreibt, das sei alles die gleiche Weizenforte, man unterscheide nicht zwischen Winter- und Sommerweizen und jetzt stehe die Frucht fast mannhoch, wie eine Mauer. So eine Ernte hätten wir noch nie im Felde stehen gehabt. Auch der Gaser stehe prachtvoll, und bei uns ist er so kurz geblieben, daß man von weitem die Mäuse darin spazieren gehen sehen kann. Ich freue mich immer an Eduards Briefen. Er kann nicht genug sagen, wie großartig und zielbewußt die Heeresverwaltung die Bebauung der unendlichen fruchtbaren Landstrecken in Nordfrankreich und Belgien durchführe. Das klappe alles musterhaft und mit dieser Maßnahme würden Werte geschaffen für die Heeresversorgung, die nicht hoch genug angeschlagen werden könnten. Wahrhaft staunen muß man, was da alles geleistet wird, und wir daheim können uns ein Beispiel daran nehmen, wie alles zusammenhalten muß, daß wir durchhalten, auch wenn es — was Gott verhüten möge — nochmals einen Winterfeldzug geben sollte.

„Aber ich bin ja ganz von meiner Geschichte abgekommen. Also gerade zur Zeit des Kriegsausbruches sollte der Halder-Franz aus der Irrenanstalt entlassen werden. Da schwante ihm, daß ihn vielleicht das Gefängnis wieder aufnehmen könnte, denn er mußte annehmen, daß die Geschichte mit dem Schlosser-Naz nicht so schnell vergessen sein werde. In einer Zeitung, die ihm ein Wärter zusteckte, konnte er lesen, daß Kriegsfreiwilligen gegenüber Nachsicht geübt werde, wenn die Handlungen, die sie mit dem Strafrecht in Berührung brachten, nicht zu den entehrenden zählten. Das war Wasser auf die Mühle des Halder-Franz. Von der Anstalt aus — ohne seine Heimat zu berühren — hat er sich in der nächsten Garnison freiwillig zur Feldartillerie gemeldet. Der große starke Kerl hatte natürlich keinen körperlichen Fehler und wurde sofort eingestellt. Bei der Ausbildung war er ein guter Soldat, ein vorzüglicher Schütze, so daß ihn der Hauptmann einst fragte, wo er so gut schießen gelernt habe. „Sie sagen doch daheim allgemein, ich

fei ein

gab er

„Dann

neren ga

Einft ret

mit No

war. G

Munitio

gen, wen

schlage,

daß er

brachte,

einen G

brachte

Geschüt

Ausschla

hatte, hi

Wein du

Mann, d

dem Gei

Gefechte

hatte. D

Du gebi

Oberst!

zur An

Eiserne

„So

zweiter

lung, I

und Sch

war, wo

wurden

Da mel

aber das

noch dre

sei ein Wilderer, da werde ich doch schießen können," gab er zur Antwort.

„Dann ging's gegen die Franzosen. Einen Verwundeten gab's nicht, als den Richtkanonier Halder-Franz. Einst rettete er sein Geschütz, als die ganze Batterie mit Noß und Mann zusammengeschoßen und geflohen war. Ein Einziger hielt bei ihm stand, der ihm die Munition reichte, auch der wäre um die Ecke gegangen, wenn er ihm nicht gedroht hätte, daß er ihn erschlage, wenn er weiche. Ein wahres Wunder war's, daß er mit seinem Schießen den Feind zum Stehen brachte, so daß die Infanterie unter der Deckung des einen Geschützes geordnet zurückgehen konnte. Er brachte mit dem Führer und drei Pferden auch das Geschütz in Sicherheit. Dem vierten Pferde, das beim Ausschlagen den einen Hinterfuß in das Rad gebracht hatte, hieb er — kurz entschlossen — mit der Axt das Bein durch und das Geschütz los. „Wer war der Mann, der so todesmutig den Feind aufhielt und mit dem Geschütz noch abfahren konnte“, fragte nach dem Gefechte der Oberst, der den Vorgang genau beobachtet hatte. Der Halder-Franz trat vor. „Wie lange hast Du gedient, mein Sohn?“ „Gar nicht! — Herr Oberst! ich bin Kriegsfreiwilliger!“ gab der Sepp zur Antwort. „Brav mein Sohn!“ Du hast das Eisener Kreuz verdient!“

„So kam der Halder-Franz zum Eisernen Kreuz zweiter Klasse. Dann kam die Batterie in eine Stellung, die vom Feinde tagelang heftiges Granat- und Schrapnellfeuer bekam, ohne daß zu erkunden war, wo der Gegner stand. Ausgeschickte Patrouillen wurden abgeschossen oder kamen ohne Resultat zurück. Da meldete sich der Franz — er wollte allein gehen, aber das ließ der Hauptmann nicht zu — er mußte noch drei Mann mitnehmen. Im Schrittzählen übte sich der Sepp, wenn er auf Patrouille ging und die Strecken, die er auf dem Bauch kriechen mußte, schätzte er auch genau nach Schritten ein. Das war eine gefährliche Reise. Zwei der Begleiter waren verwundet liegen geblieben. Unentwegt setzte der Sepp mit dem einen den Gang fort. Gang konnte man es eigentlich nicht mehr nennen, denn es ging meistens auf dem Bauch. Aber sie kamen so gegen die Abenddämmerung ganz nahe hin, wo die Franzosen ihre Geschütze im Walde hinter einem kleinen Hügel aufgestellt hatten. Auf dem Bauch kriechend, traten sie den Rückzug an. Den Sepp trieb der Wundersiß. Bevor sie aus Schutzweite waren, blickte er noch einmal über die Achsel zurück, und sah wie einer der feindlichen Soldaten das Pfeisichen stopfte und zum Munde führte. Er flüsterte seinem Kameraden zu: „Wenn der Franzos jetzt die Pfeife ansteckt, so will ich ihm für's Rauchen tun“ und nahm das Gewehr in Anschlag. „Nach keine Narrheiten!“ mahnte der andere, „sonst sind wir alle

beide hin!“ Aber der Sepp hatte sein sicheres Ziel. Bums hatte der Franzos ausgeraucht. Er fiel rücklings zu Boden und die anderen suchten Deckung, weil sie an einen Angriff glaubten. Der Halder-Franz nicht faul — sprang in die Höhe und der andere nach, und bevor die Feinde recht zur Besinnung kamen, hatten die schon eine gute Strecke hinter sich und die nachkommenden Granaten flogen über ihre Köpfe. Sie kamen beide glücklich zur Batterie zurück. Die zwei verwundeten Kameraden waren nicht eingebracht worden. Mit Trägern machte sich der Franz in der Nacht auf die Suche. Einer konnte gerettet werden, der andere war tot.

„Die Stellung der feindlichen Geschütze hatte der Halder-Franz genau ausgekundschaftet. „So muß gerichtet werden, dann heben wir das Nest aus!“ und die Wirkung war furchtbar. Geschützteile und menschliche Leiber konnte man in die Luft fliegen sehen.

„Im Nahkampf, wenn die Kanoniere dazukamen, mit der Infanterie zu stürmen, geberdete sich der Franz wie ein Wütender. Er soll darauflos gehauen und gestochen haben, bis die Feinde entsetzt zurückwichen. Ihm war es ganz einerlei, wenn das Blut aus seinen Wunden rieselte. Er hielt sich aufrecht mit aller Kraft.

Aber eines Tages haben sie ihm das Bein durchgeschossen — den Oberschenkel — eine starke Fleischwunde. Er mußte kampfunfähig ins Lazarett gebracht werden. Später kam er als erholungsbedürftig zurück in die Heimat und da hat er mir das alle erzählt. Er hat gemeint, er werde auch das „Eiserne“ erster Klasse noch erringen.

„Seinen Mantel hättet Ihr sehen sollen, Kalendermann, das war ein wahres Schaustück. Kugellöcher oben und unten und hinten und vornen. Man hätte meinen können, der Körper, der in diesem Kleidungsstück gesteckt habe, müsse kugelfest gewesen sein, sonst hätte er längst durchbohrt sein müssen nach allen Richtungen.“

Der Bürgermeister hat kräftig ausgehauert und hat mich darum angesehen, daß ich mich jetzt verwunden müßte über die Heldentaten des Halder-Franz. Und da er meine Antwort erwartete, hab ich also angehoben:

„Wird auch alles wahr sein, Bürgermeister, was Euch dieser abenteuerliche Kriegsmann erzählt hat. Nichts weniger, als daß ich ihn klein machen wollte. Alle, die in der Front sind, verdienen das Eisener Kreuz und den heißen Dank des Vaterlandes und die vielen, die nicht mehr kommen, die ihr Leben aushauchen in blutiger Schlacht, im Schützengraben des Stellungskrieges — sie sollen uns unbergänglich sein — alle Zeit. — Es ist ein schweres Geschick, das uns aufgebürdet wurde von unseren frevelhaften Feinden.

— Ein Geschid, das uns die Besten des Landes kostet. Aber wir werden standhaft bleiben der ganzen Welt zum Trost. Wenn wir umhersehen und unsere Freunde suchen, so ist es gar windig bestellt. — Wenn wir nicht die heftigen Prügel ausgeteilt hätten, so würde sich noch mancher Kläffer unter die Meute gemischt haben. — Herrgott!! — Bürgermeister, ich kann einen Zorn kriegen, daß ich mich selber nicht mehr kenne. Soviele von unseren stolzesten aufrechtsten Menschen müssen wir opfern, um uns des heutigetierigen Gefindels zu erwehren. Das ist doch ein Jammer! — Ich kann nicht mehr froh werden. Auf allen meinen Gängen durch's Land begleitet mich die Sorge und das Mitleid. — Ja, Bürgermeister, wie war das einst anders, als wir noch das Liedlein von „der schönen Amstel“ und „der süßen Ruh“ zusammen gepfiffen haben. Ich meine als, diese Zeiten kommen nicht wieder. — Ich möchte zwar gern noch das Erstehen des großen, gewaltigen, unbezwingbaren, neuen Deutschen Reiches miterleben, denn ich glaube fest an die Unbesiegbarkeit unseres Volkes — unseres Volkes, das allen Nationen voranschreiten muß im großen Kulturwerk auf dem ganzen Erdball.“

Während dieser Rede habe ich schon den Rucksack über den Buckel geworfen und den Hakenstock zur Hand genommen. — Es leidet den Kalendermann nirgends mehr lang. Früher hat er hocken können bis die Ruh einen Baken galt. Und jetzt plagt ihn die Unrast. Das ist der Krieg — der leidige Krieg.

Herrgott — wer hodt denn dort auf dem Stein und klopft auf die Sense los, als ob er mit jedem Schlag einen Engländer töten könnte. Das ist doch der alte Grabenbauer selber, der schon vor fünf Jahren seinem Sohne den Hof überlassen und in sein extra zu diesem Zweck gebautes Haus an der Landstraße gezogen ist.

„Scharf machen? — scharf machen?“ hat ihm der Kalendermann zugerufen und hat so halbwegs in seinem eiligen Schritt innegehalten.

Er war's wirklich der alte Sebastian Brauning. Und als er des Kalendermannes ansichtig wurde, ist er in die Höhe geschmetzt wie ein Junger.

„Kommt gleich einmal daher! Auf Euch hab' ich schon lang gewartet. Und wenn Ihr jetzt nicht gekommen wäret, so hätte ich Euch einmal einen Schandbrief geschrieben. Ich hätte darin gesagt, daß Ihr ein nachlässiger Mensch seid, der seine besten Freunde in der Not im Stiche lasse. Nicht daß Ihr etwa meint, daß wir Euch hätten einstellen wollen zum Schaffen — wir wissen schon, daß es in diesen Stücken mit Euch

nicht weither ist. Aber man will doch einmal wieder ein vernünftiges Wort mit Euch reden, weil man weiß, daß Ihr über vieles nachsinniert, an das Unferne gar nicht zu denken kommt. Mein Nachbar — der Lenz — der hat schon vielmal gesagt, der Kalendermann, der hört das Gras wachsen und sieht die Flöh husten, der muß doch auch mehr wissen von der Weltpolitik — wenn der nur einmal wieder in die Gegend käme. Und was ich Euch gleich noch sagen wollte: den Vorjährigen, den hab' ich meinem Sohn in den Schützengraben schicken müssen, der hat sich darnach geseht wie nach einem guten Freund. Guert Kalender habe dort die Runde gemacht bei den Männern, die zum Zuge meines Sohnes gehören und ein in den Graben zugelaufener Hund sei zu Ehren des Kalenders Schnappauf getauft worden. Ich hatte Euch noch viel zu sagen, aber jetzt will ich Euch einmal reden lassen. Seht Ihr, dort kommt schon der Lenz gelaufen und hinten dran noch einer von der alten Garde, die jetzt wieder gut genug ist, das Feld zu bebauen. Aber wir nehmens auf mit den sauberen Bettern im Dreieckreich. Die wollen unser deutsches Land aushungern und dadurch zum Frieden zwingen, die haben ohne den deutschen Bauer gerechnet — die Schufte, die die ganze Welt dirigieren wollen. In eine Rut hinein komme ich — und das tut mir gar nicht gut!“

Er mußte jetzt einmal verschmaufen, der alte Sebastian Brauning, und das war gut, sonst hätte er weitergeredet bis ans Ende der Welt, denn wenn er einmal den Faden gefunden hatte, so schwabte er dem Teufel ein Ohr ab. Der Schnappauf hat dazu geknurr, als der Grabenbauer die Engländer hernahm. Das tut er nämlich immer, und wenn's über die Italiener hergeht, bellte er ganz wütend heraus. So aber einer die bedauerlichen Krämerseelen über dem großen Ozean beredet, von denen will er gar nichts wissen, da dreht er sich um und hebt ganz respektwidrig sein eines Hinterbein in die Höhe.

Mittlerweile hatten sich um den Degenstock des Grabenbauers mehr Männer versammelt, die alle gerne eine kleine Feierpause machten, wenn der Kalendermann ins Dorf kam, alle erwarteten eine Aussprache über die Zeitläufte.

„Ja — Ihr Männer, wir leben in einer schweren, aber großen Zeit. Aber wir werden oben bleiben in dem schweren Ringen von Gott und von Rechts wegen und keinen geringen Anteil hat die deutsche Landwirtschaft an der Größe und Stärke des Reiches. Industrie und Handel sind in den letzten Jahrzehnten mächtig aufgeblüht im deutschen Lande, das hat den Ärger und die Eifersucht unserer Widersacher erregt, die gemeinsam über uns herfallen wollten,

um alles
— Sie
ten des
rechten
sein, wo
lange,
Frieder
les ange
gehenn
sein red
der Wel
deutscher
rechnet.
war es
schneider
Ja, we
losgehau
auch nie
Unterlag
zubringe
des erste
dank des
ten Jah
Bevölker
des norm
mark, m
das ist e
im Fr
Doppelz
pelzentn
gens m
größer a
weshalb
und dag
geführt
„Das
nur ein
in der
lich bem
räte. D
der Get
mer off
„Um
mit der
war die
rung ih
meint,
es ist
siebenzi
sen befo
len vol
durchgel
ten, wi
Brotget

um alles, was deutsch ist, zu vernichten, zu zertreten. — Sie haben ein Haar darin gefunden im Ausrotten des Deutschtums. Prügel haben sie bekommen den rechten Weg und es müßte ja kein Gott im Himmel sein, wenn ein Volk untergehen sollte, das lange, lange, auch unter den schwierigsten Umständen, den Frieden gehalten, das kein Recht eines anderen Volkes angetastet, das nichts verlangte, als daß es nicht gehemmt werde in seiner Entwicklung und daß ihm sein redlich Teil von Recht und Ansehen bleibe in der Welt. Mit der deutschen Landwirtschaft, mit dem deutschen Bauer haben unsere Feinde auch nicht gerechnet. Ein törichter Bahn der englischen Krämer war es, ein Siebenzigmillionen-Volk durch Abschneiden aller Einfuhr auf Hungertod zu setzen. Ja, wenn man bei uns so auf die Landwirtschaft losgehaut hätte wie in England, dann würden wir auch nicht in der Lage sein, das Brotkorn, das die Unterlage der gesamten Volksernährung bildet, aufzubringen. England produziert etwa zehn Prozent des erforderlichen Brotgetreides, und wir haben es dank der ungeheuern Ertragssteigerung in den letzten Jahrzehnten, trotz des riesigen Anwachsens der Bevölkerungszahl dazu gebracht, neunzig Prozent des normalen Brotkornverbrauchs auf deutscher Feldmark, mit deutscher Hände Fleiß zu produzieren. Und das ist ein großes Wort. Es werden im Deutschen Reich im Frieden an Brotfrucht etwa siebenzig Millionen Doppelzentner Roggen und fünfzig Millionen Doppelzentner Weizen verbraucht. Der Anbau des Roggens mit etwa sechs Millionen Hektar ist wesentlich größer als der des Weizens mit zwei Millionen Hektar, weshalb zur Friedenszeit große Posten Roggen aus- und dagegen zum Ausgleich große Posten Weizen eingeführt wurden.

„Das Jahr 1914 brachte dem Deutschen Reich nur eine knappe Mittelерnte in Brotgetreide. Mitten in der Ernte brach der Krieg aus und selbstverständlich bemächtigte sich die Spekulation der Getreidevorräte. Der Landwirt hat nicht viel davon abbekommen, der Gewinn fiel in andere große Geldsäcke, die immer offen sind, wo es etwas zu erradern gibt.

„Um im Kriege durchzuhalten, mußte haushälterisch mit dem Brotgetreide umgegangen werden und es war die höchste Zeit zum Sparen, als die Reichsregierung ihre Hand darauf legte. Viele haben zwar gemeint, so etwas kann man gar nicht machen, aber es ist sauber und glatt gegangen. Jeder von den siebenzig Millionen Menschen hat sein Teil zubemessen bekommen und wenn es auch nicht in allen Fällen vollgenügende Portionen waren, wir haben durchgehalten. Ja — wir haben nicht nur durchgehalten, wir haben sogar acht Millionen Doppelzentner Brotgetreide in das neue Erntejahr hinübergenom-

men. Weil die Roggenvorräte weit größer waren, als die an Weizen, hat mancher, der bisher an Weißbrot gewöhnt war, nicht recht in das schwarze Gebäck hineinbeißen wollen. Aber das Schwarzbrot ist ja gesund und macht nach einem alten Sprichwort die Wangen rot. Die Menschen haben allgemein das tägliche Brot wieder mehr achten gelernt und das war auch eine gute Lehre. Erst jetzt ist einem so recht zum Bewußtsein gekommen, wie viel Brot zur Friedenszeit verschwendet und verdorben wurde. Bei den Bauern ist es zwar immer noch, in der Übung gewesen, ihre Kinder anzuhalten, das Brot zu ehren. Sie, die im Schweize ihres Angesichtes das Korn in die dampfende Furche werfen — sie, die in den Maien Tagen die Halme aufsprossen sehen — sie die in der Glühhitze des Sommers die Garben binden, haben Achtung vor dem Korn, das nach schweren Sorgen und Mühen von der Dreischmaschine in den Sack rieselt. Aber an den Plätzen, wo üppige Arbeiter ihr Vesper hielten, oder wo verwöhnte Herrenleute sich gütlich taten — konnte man am besten sehen, wie oft gegen das tägliche Brot gesündigt wurde — nicht weiß genug — nicht mürb genug konnte es sein. Jetzt hat wieder ein mancher ein Stück Roggenbrot achten gelernt, der vorher meinte, der feinste Kuchen sei für ihn nicht einmal gut genug.“

Einer von den Mannen hat so laut niesen müssen, daß ich gezwungen war, meine Rede zu unterbrechen. Als er ausgebrustet hatte — es war der alte Lenz, der nächste Nachbar vom Grabenbauer — ließ er mir das Wort erst recht nicht.

„Ihr habt gut reden, Kalendermann,“ begann er, und ich will Euch auch gar nichts durchtun von dem, was Ihr gesagt habt, aber es hat uns doch millionenweise gefehlt, daß wir für unser armes Vieh nichts mehr bekommen konnten. Da hat das Mästen ein End. — Die Schweinezucht, die ist zurückgegangen. Ja, Kalendermann, diesmal bleibt mancher Saustall leer und wenn im Bauernhause die Speckseiten mangeln, ist es schon halber gefehlt. Dies Jahr gedeihen zwar die Kartoffeln und die verstopfen schon ein Loch.

„Mit der Schweinezucht — das hat einen bedeutenden Haken“, nahm der Kalendermann dem Lenz das Wort ab. „Wir haben bisher ins Deutsche Reich an Futtergerste, Mais, Kleie und Stücken über hundert Millionen Zentner im Werte von mehr als einer Milliarde Mark eingeführt, die zum weit-aus größeren Teil für unsere riesigen Schweinebestände, die in den letzten Friedensjahren über fünf- undzwanzig Millionen Stück zählten, Verwendung gefunden haben. Diese Miesenmengen von Futtermitteln fehlen seit Kriegsausbruch fast ganz, und außerdem ist die Erzeugung von Kleie im Inland durch das

schärfere Ausmahlen des Getreides erheblich geringer geworden. Das alles geht unseren Sauen ab und es ist kein Wunder, wenn die Haltung von Zuchtschweinen so sehr zurückgeht, daß heute die Nachfrage nach Ferkeln so groß ist, daß dafür unerhörte Preise geboten werden. Und das Schweinefleisch und das Schweinefett sind fast nicht mehr zu kaufen. Das vorige Jahr hat uns auch nur eine geringe Kartoffelernte gebracht. Selbstverständlich kommen die Kartoffeln zuerst als Menschen-Nahrungsmittel in Betracht. Da müssen in einer solchen Zeit die Schweine zurückstehen — das ist selbstverständlich. Das zweite Kriegsjahr wird voraussichtlich mit einer viel reicheren Kartoffelernte rechnen können.

„Ja, Männer, unser sorgfältiger, reichlicher, deutscher Kartoffelbau sichert uns in vorwiegender Weise gegen die rachsüchtigen Aushungerungspläne unserer Feinde. Es ist gewiß wunderbar, daß auf der verhältnismäßig kleinen Kulturlfläche Deutschlands ein Drittel aller auf dem weiten Erdenrund hervorgebrachten Kartoffeln gebaut wird. Auch bei den Kartoffeln sind durch Saatzucht und sorgfältigere Kultur außerordentliche Mehrerträge erzielt worden. Es ist ausgerechnet worden, daß wir jetzt jährlich hundertfünfzig Millionen Doppelzentner Kartoffeln mehr ernten als vor zwanzig Jahren.

„Wenn auch zur Streckung der Brotfrucht durch die Kartoffeln nicht unerhebliche Mengen verbraucht werden, und wenn auch der Verbrauch an Speisekartoffeln noch erheblich gesteigert werden sollte, so wird doch von der neuen Kartoffelernte ein großer Teil für die Schweinehaltung übrig bleiben. Freilich wird das unsere blühende Schweinezucht nicht hochhalten, aber es wird sich doch ermöglichen lassen, daß unsere wichtigsten Zuchtbestände erhalten bleiben und wenn wir unsere vielen Feinde klein gemacht haben, dann wollen wir wieder frisch daran, dann floriere wieder die deutsche Speckseite und das Sauerkraut.

„Am wichtigsten ist die Erhaltung unserer Rindviehbestände und für das liebe Vieh gibt es ja wieder Futter genug, und schönes Wetter zum Dörren hat unser Herrgott auch geschickt. Mit den Rössern sieht es ganz schief aus. Da verschlingt der Krieg alles, was ein ordentliches Bein hat. Für den Bauer ist das eine mißliche Sache, aber auch das muß gehen. Unser deutscher Bauer hat gezeigt, daß er fähig ist, mit dem Krieg zu rechnen, und daß er imstande ist, das deutsche Volk zu ernähren. Ja — die Ernährung unseres Volkes ist im ersten Kriegsjahr eine auskömmliche gewesen und dies wird auch im zweiten Kriegsjahre der Fall sein, so daß wir — ohne allen Zweifel — durchhalten, durchhalten bis die Macht unserer Feinde ganz gebrochen sein wird!“

„So ist es recht, Kalendermann!“ rief der Grabenbauer, „auf der Spur sind wir auch schon lang, daß wir durchhalten müssen, aber es ist doch gut, wenn einem das wieder einmal so eingeschärft wird. Das versteht Ihr aus dem Fundament. Bei uns haben die Leute auch schon wollen mißmutig werden. Das darf es freilich jetzt nicht geben. Die Lumpen, die uns von allen Seiten bedrängen wollen, die müssen durchgewalkt werden, nach allen Noten. Ungerechter ist einem friedlichen Volke noch nie ein Krieg aufgedrängt worden.“

„Ja!“, mußte ich ihm ins Wort fallen, „und da führen diese Verräter am Weltfrieden, diese Zerstörer aller Errungenschaften der Kultur das große Wort als Friedens- und Kulturschützer und ziehen unser arbeitsreiches, aufstrebendes Volk, das sich in friedlichem Schaffen seinen Platz an der Sonne eroberte, in den Not. Da soll doch ein siediges Donnerwetter — ja man könnte wahrhaftig ins Fluchen hereinkommen, wenn man das freche Gerede unserer Gegner, die uns vor der ganzen Welt schlecht machen wollen, hören muß. Und wie die sich brüsten, die Männer über dem Kanal, als ob sie die Träger der Freiheit und Kultur wären, sie die Krämerseelen, die gerne die ganze Welt vor ihren Wagen spannen möchten. Einer von ihnen, der's zum Minister gebracht hat, Asquith — glaube ich — heißt dieser große Held, hat neulich in einer Proletenrede im Parlament von blauem Dunst und Lügen geredet, mit denen wir Deutsche die Engländer zu umnebeln und die allgemeine Weltlage zu besudeln gesucht hätten. So ein frecher Lügner schindet damit bei seinem Volke Eindruck. Er brüstet sich dann mit der Ehrlichkeit der englischen Diplomatie und mit der leidenschaftlichen Friedensliebe der Engländer, die ein weltweites Geschick abzuwenden trachteten und die nur die unvermeidliche Pflicht zwang, die nationale Ehre zu verteidigen und die ganze Kraft für die heilige Freiheit einzusetzen.“

„Das wagt einer zu behaupten, der bei gesundem Verstand sein will. Solche erstunkene Lügen kann ihm nur die ohnmächtige Wut über das gänzlich gescheiterte Kriegsglück eingeben. Wie ist der „alte Eduard“ — seligen Andenkens — gewandert zu den jetzigen englischen Freunden, wie hat er sie geköbert, um Deutschland, dessen Entwicklung ihm gefährlich schien, einzukreisen. Wie haben die Frazenshelden gewartet, auf den günstigen Zeitpunkt, über uns herzufallen, uns zu zertrümmern. Die serbischen Mordbuben sind dem edlen Dreiverband noch etwas zu früh gekommen. Noch nicht vollendet war die Ausrüstung — aber die Gelegenheit war zu günstig. Der russische Bär begann zu brummen, der Franzose kofate wie ein müttender

Kläffer und der Engelsmann schürte die entfachte Blut. In Berlin wollten sie sich treffen, unsere Bedränger von Westen und Osten, aber wir haben ihnen den Weg verfalzen. Daß wir die Belgier zuerst zwiebeln mußten, das hat man uns vielfach übel genommen. Uns hat dieses betörte Volk den Durchgang verweigert, aber die Franzosen und Engländer hätte man ruhig marschieren lassen gegen die deutsche Grenze. Das wir zuborgekommen sind, das hat den ganzen Kriegsplan unserer Feinde umgestoßen. Wir haben fast ganz Belgien und einen großen Teil von Nordfrankreich in den Händen. Gutes, schönes Land. Da bauen wir unseren Weizen, unseren Hafer, und die fetten Weidegründe sind mit Viehherden bestellt. Da wächst viel Saß für die Verpflegung unserer Feldsoldaten. Da wird Fleisch und Milch erzeugt, das alles kommt unserem Heere zugut. Wir lassen uns nicht aushungern. Sogar im Feindesland blüht unser Weizen, und wenn es nochmals einen Winterfeldzug geben sollte — was Gott verhüten möge — so wird für uns die neue Ernte wieder im Felde stehen. Man darf wohl sagen, daß im ersten Kriegsjahr die Ernährung unseres Volkes eine auskömmliche war. Niemand hat Mangel gelitten. Freilich eine Preistreiberei für Nahrungs- und Futtermittel ist eingetreten, die ganz und gar nicht gerechtfertigt war. Vielfach waren auch die Verbraucher selber daran schuld, weil viele glaubten, sie müßten sich für ewig verproviantieren — koste es was es wolle. Mit denen, die den großen Profit in dieser ernsten Zeit kaltblütig in die Tasche gleiten ließen, sollte später einmal abgerechnet werden, meint der Kalendermann, und das meinen mit ihm noch viele. Dem ärgsten Wucher wurde ja von der Obrigkeit ein Niegel vorgeschoben, aber es gibt immer noch solche, die es verstehen, viel zu verdienen und da gehört scharf darauf gedrückt, daß die Lebensmittel nicht überpreist werden.

„Aber den Bauer hört man in der Stadt schelten. Unvernünftige Menschen behaupten, der habe jetzt die beste Zeit, alles bringe er zu hohen Preisen leicht an den Mann. Die Milch, die Butter, das Vieh, das Obst, das Gemüse, selber die Kartoffel, das allgemeine Volksnahrungsmittel sei verteuert. Aber die so reden, denken nicht daran, daß meistens der Zwischenhändler den Hauptprofit einsteckt, daß bis diese Nahrungsmittel an den Verbraucher kommen, verschiedene Mittelsmänner die Hände darin waschen.

„Man hat ausgerechnet, daß die Erzeugung von einem Liter Milch den Landwirt bei den jetzigen Futtermittelpreisen auf 24—26 Pfennig zu stehen kommt. Viele Stadtverwaltungen haben den Höchstpreis der Milch auf 26 Pfennig für das Liter festgesetzt. Nun will aber der Händler, der die Milch draußen auf dem

Land beim Kleinbauer sammelt, 4—8 Pfennig am Liter verdienen, der Bauer bekommt also höchstens 20 Pfennig für das Liter Milch, für das er einen Aufwand von etwa 26 Pfennig hat. An einem solchen Geschäft kann keiner reich werden. Und um ein solches Geschäft braucht den Bauer niemand zu beneiden. In den Städten des Landes Höchstpreise für Milch einzuführen, die unter den Erzeugungskosten liegen, kann dazu führen, daß die Milchversorgung mangelhaft wird.

„Die Milchmahlung ist für die Kinderernährung und für die Volksgesundheit außerordentlich wichtig. Eine Verringerung der Produktion ist durch die Kraftfuttermahlung bereits eingetreten. Die Milchleistung der Kühe ist durch den sehr eingeschränkten Verbrauch von Kraftfutter schon wesentlich zurückgegangen. Wenn die im Deutschen Reich zur Milchmahlung aufgestellten 12 Millionen Kühe in der täglichen Leistung nur um ein Liter zurückgehen, so handelt es sich schon um ein Minderergebnis von 12 Millionen Liter. Der Rückgang des normalen Milchertrages dürfte aber schon wesentlich größer sein und er wird noch stärker werden in dem Maße, in dem die Kraftfutternot sich steigert.

„Männer! — es ist eine nationale Pflicht jedes Landwirts, den Bestand an Milchkühen mindestens zu erhalten — keinesfalls aber zu verringern. Freilich sollten wir dann auch erwarten dürfen, daß, wenn wir für die Milch wenigstens die Erzeugungskosten beanspruchen, uns die Stadtbevölkerung keine übertriebene Begehrlichkeit vorwirft. Der Bauer hat ja sonst einen breiten Buckel — er erträgt viel — aber das Gerechtigkeitsgefühl ist ihm noch nicht abhanden gekommen — er kann auch recht wild werden, wenn andere Berufsclassen meinen — er sei nur dazu da, um herzuhalten, wenn es anderen beliebt, auf ihn zu klopfen. Der Milchkrieg ist ja eine alte Geschichte im wirtschaftlichen Leben, aber in der jetzigen Zeit ist er ganz ungerechtfertigt.

„Freilich, die Stadtleute, die nicht viel Geld haben, sind in der gegenwärtigen Zeit recht übel daran. Alles ist teuer geworden und die Gehälter und der Arbeitsverdienst sind nicht gewachsen. Auch die sparsamste Hausfrau, die vor dem Krieg mit ihren Mitteln recht gut ausgekommen ist, kommt jetzt in die Klemme und es wird ihr schwer, den Tisch auskömmlich zu decken. Es ist besser geworden, seit die Städteverwaltungen sich — unter Ausschaltung des Zwischenhandels — mit der Beschaffung von Lebensmitteln befassen. Das kommt auch dem Bauer zugut, wenn solche Großbezüge durchgeführt werden, und an die Stadtverwaltungen wird er gerne verkaufen.

„Das hab' ich immer und überall gesagt, daß man jetzt zusammenhalten muß in Stadt und in Land und, daß alle die, die in dieser schweren Zeit aus der Notlage des Nebenmenschen ein Geschäft machen, hinausgehören in den Schützengraben. Aber diese Sorte Menschen wäre wohl auch nichts zur Verteidigung der Front, höchstens Kanonenfutter würde daraus noch zu machen sein.“

Damit war's wieder einmal genug des Redens. Der Kalendermann hat aufgepackt und ist hineingeschritten in den Sommertag. — Der Schnappauf hat schon lang darauf gewartet. Er hatte nämlich in der Küche des Grabenbauern herumgeschnuffelt, und wo er schnuffelt, erwischt er gewöhnlich etwas, und dann hat er kein gut Gewissen mehr, und wartet mit Schmerzen auf den Weitermarsch. Denn es hat sich schon ereignet, daß, wenn so ein Diebstahl bekannt wurde, ihm der Kalendermann das Lederwerk ordentlich verbohlt hat.

Herrlich war der Weitermarsch. Links und rechts des Weges fleißige Menschen, das schwere Korn zu bergen in der Glühhitze der Mittagssonne. Aber ganz anders war's als sonst, wenn Erntewagen um Erntewagen dem Dorfe zuschwankten. Kein frohes Lachen — kein lustiges Schnitterlied — trotz all des reichen Segens. Und die ernstesten Menschen, die da an der Arbeit waren — andere waren es als einstmals. Altliche Männer und Kinder, und Frauen — sie treten ein für die jugendkräftigen Felder, die zum Schutze der Heimat auf der französischen Walstatt und im fernen russischen Osten kämpfen für die Freiheit unseres friedlichen Volkes — für unser deutsches Vaterland. — Mancher hat das Leben hingeben müssen und Witwen und Waisen trauern um den Ernährer, um den Vater, dessen Blut die fremde Erde färbt. Aber heldenmütig sind unsere Bauernfrauen, durchhalten ist ihr Lösungswort. Kein Flecken Erde ist unbestellt geblieben. Es ist eine Freude, zu sehen, mit welcher riesigen Anstrengung die Landarbeit bewältigt wurde und wenn es not tut, noch ein weiteres Erntejahr durchzuhalten, am deutschen Bauer, an der deutschen Bäuerin und an jenem Nachwuchs — jenem kleinen Volk, das so werktätig in die Fußstapfen erwachsener Menschen trat, wird es nicht fehlen. — Deutschlands Landwirtschaft wird vor dem Feinde bestehen, sie wird seine arglistigen Pläne durchkreuzen, sie wird helfen, den Platz an der Sonne zu behaupten, der einem arbeitsreichen, friedliebenden Volke zukommt und wenn sich alles dagegen verschworen hat. „Viel Feind, viel Ehr!“ Dieses Sprichwort hat seine Gültigkeit

verloren. Es ist gewiß keine Ehre, sich mit einem solchen großmäuligen verlogenen Padd herumschlagen zu müssen.

Die Katharine war früher manchmal schon etwas schwer zu behandeln, das wissen der geneigte Leser und die vielliebten Leserinnen schon lange, aber seit der furchtbare Krieg ausgebrochen ist, hat man seine liebe Not mit ihr. Zuerst hat sie schwer gebangt vor einem Überfall durch den Franzos. Sie hat sich den Kopf zerbrochen über ein geeignetes Versteck. Als ich sie auslachte ob ihrer Besorgnis, hat sie mir vierzehn Tage hintereinander Bohnensuppe gekocht, weil sie weiß, daß ich die nicht riechen kann. Ja — es geht nichts über ein rachsüchtiges Weib. Am vierzehnten Bohnensuppentag — er glaubte die Strafe könnte auf einen Monat ausgedehnt werden — hat sich der Kalendermann auf die Wanderschaft begeben, und als er mit dem Schnappauf wieder zurückkehrte, war die Katharine doch gottfroh, daß ihre beiden Beschützer wieder am Platze waren. Ich habe ihr beim Friedensschluß das Versprechen abgenommen, daß die Bohnensuppe ein für allemal aus dem Speiseplan auszuscheiden sei. Es ist der Katharine aber nicht ganz zu trauen, daß sie nicht trotzdem einen Rückfall bekommt, denn die Zeitläufe haben sie ganz verwirrt.

Sie sinniert ständig über den Krieg im allgemeinen und über den Weltfrieden im besonderen. Sie ist zu dem Ergebnis gekommen, daß die Kriegsstifter aufgehängt gehören an den höchsten Galgen — in Frankreich die herrschsüchtigen Advokaten — in England die Lügen-Minister — in Rußland die Knutenmänner — in Italien all die verlogenen Kriegsheber. Das müßte eine schöne Sammlung geben, meint die Katharine, und unter dem Galgen müßte man die bestärkten Völker paradieren lassen, die die Haut zu Markt getragen für die gehängten Übeltäter.

Seit nun auch noch der Katharine ihres Vaters-Bruders-Tochter-Schwiegersohn, den sie doch später einmal zu ihrem Univerfalerben einsetzen wollte, im Schützengraben gefallen ist, ist sie gar nicht mehr zurecht zu bringen. — Sie hadert gar mit dem dreieinigen Gott, der dem Blutvergießen Einhalt tun müßte.

All mein gütliches Zureden hilft gar nichts. Sie hat nur den einen Gedanken, daß es nicht aufhöre, bis alles hin sei.

Sie hat mir neulich an den Kopf geworfen: ich solle doch mit meinem Schnappauf auch in den Schützengraben gehen, das könnte nützlicher sein, als das ewige Kalenderschreiben und es wäre auch weniger schädlich für so alte Strategen, als für die jungen Leute, die an der Front umkommen müßten.

Die Katharine ist durch den Krieg wirklich ein infamigtes Weibsbild geworden, das werden alle lieben Leserinnen zugeben müssen. Wer hat's nicht leicht! Der Kalendermann ein Feldsoldat und der Schnappauf ein Kriegshund — das würde ein Bild geben. Aber wer weiß — ob die zwei nicht auch noch helfen könnten, eine Schlacht gewinnen. Vielleicht eher draußen im Feld — als daheim bei der Katharine.

Der Kalendermann muß mit seiner Vorrede wieder einmal zu Ende kommen. Er hat im vorigen Jahre geglaubt, daß bis dahin wieder der Frieden eingelehrt sein werde in aller Welt. Ein Jahr stolzer Erhebung und unerhörter Taten, aber auch namenloser Opfer ist verfloßen und noch ist kein Ende des furchtbaren Ringens abzusehen. Der Blick, der in die Zukunft bringen will, wo der endgültige Sieg und Friede liegt, vermag die Rebel nicht zu durchbrechen, die alles Kommende für das Menschenauge überdecken. Da ist es begreiflich, daß sich der Blick in die Vergangenheit richtet. Wenn dieser Krieg, wie alles menschliche Tun, eine Zweckhandlung gewesen ist, so muß einmal der Zeitpunkt eintreten, in dem vernünftig erwogen wird, ob Ziel und Opfer noch in irgend einem, die Fortsetzung rechtfertigenden Verhältnis zu einander stehen. Nur ein Kampf, der um die nackte Existenz geführt wird, rechtfertigt die Einsetzung des letzten Blutstropfens und des letzten Hellers. Nur sinnloses Handeln tobt bis zur Erschöpfung aller Kräfte.

War dieser furchtbare Krieg für die Völker, die in ihn verstrickt sind, eine Existenznotwendigkeit, wäre ohne ihn eine oder die andere Staatengruppe der Vernichtung anheimgefallen? Die Antwort wird heute erschwert durch die Erbitterung, die in diesem beispiellos opfervollen Kampfe beide Gruppen erfährt hat.

In den Kreisen, die von Anfang an alle Zusammenhänge kannten, ist in diesem schweren Jahre, das kein Haus mit seinen Opfern verschont hat, manche ernste Gewissensprüfung vorgenommen und das Endurteil gefällt worden: es mußte nicht sein. Dieser Krieg war und ist nicht die unvermeidliche Kraftprobe von Völkern, die um ein und denselben unentbehrlichen Besitz kämpfen und deshalb zum Waffengang schreiten mußten. Dieser Krieg entsprang keiner Notwendigkeit, es gab keinen zwingenden Kriegsgrund.

Die nichtswürdige Behauptung der Engländer, daß Deutschland insgeheim gerüstet habe, um die Völker im Schlaf zu überfallen, ist schon deshalb eine dumme, arglistige Lüge, weil weder Deutschland noch sein

österreichischer Bundesgenosse von einem Kriege sich auch nur den geringsten Nutzen versprechen konnten, geschweige einen, der nur entfernt der notwendigen Opfer wert gewesen wäre. Deutschland legt die Hand auf Belgien, schrien die sauberen englischen Vetter. Ja, hat denn des Reiches Kanzler nicht in seiner überehrlichen Weise vollste Entschädigung für jeden Fußbreit kampferwüster Erde zugesagt, als er noch in halbwegs gutem Glauben von einer Neutralität des längst vom Feinde umgarnten Belgien sprechen konnte? Hat es die Deutschen etwa nach französischem Boden, nach französischem Gelde gelüftet? Hat irgend jemand in Deutschland daran gedacht, den Russen Gebiet abzunehmen? Oder wollten die Deutschen etwa um die Freiheit der Meere einen Kampf auf Leben und Tod mit dem britischen „Vetter“ vom Zaune brechen? Das Entsetzen und der lodernde Zorn, der in ganz Deutschland ausbrach, als England sich in den Krieg einmischte und ihn damit eigentlich entfesselte, sind Beweise genug gegen diese Vermutung.

Auch in Österreich-Ungarn wollte niemand den Krieg. Ruhe wollte man haben vor dem kleinen serbischen Nachbar, der im Vertrauen auf seine mächtigen Beschützer den Mord in das Reich selbst getragen hatte und darauf lauerte, ob der lautmütige Nachbar sich auch diesen Streich gefallen lasse. Eine Bückigung Serbiens, das auf einen Wink aus Petersburg sich demütig unterworfen hätte und dann jeder Schwächerung seines Gebietes entgangen wäre, hätte Österreich befriedigt.

Mußten unsere Feinde den Krieg entfachen? Lag er in der Richtung ihrer natürlichen Entwicklung? War er ein Gebot ihrer Selbsterhaltung? Nicht im entferntesten! Unvermeidlich wurde er für Deutschland und seine Verbündeten, als man ihnen an das Leben wollte und noch jetzt droht man ihnen fortgesetzt mit „Vernichtung“.

Weder England, noch Rußland, noch Frankreich hatten einen zwingenden Grund, ihre friedlichen Nachbarn zu überfallen.

Nur Herrschsucht, Raubsucht und Rachsucht verleiteten sie, und der Haß gegen das deutsche Volk — gegen das deutsche Wesen.

Frankreich hat den russischen Bären schon lange umschmeichelt, daß er ihm einmal helfe, die deutsche Kultur zu zertreten, damit er seine Provinzen und seine Vorherrschaft in Mitteleuropa zurückgewinne. Der Bär ließ sich viel, viel Geld in den Taschen werfen und versprach alles zu zerstampfen, was ihm unter die Füße käme. Dabei dachte er aber auch schlau an sich — an Konstantinopel — die Hauptstadt der Welt — an die Herrschaft auf dem Balkan und an den Dardanellen. England schürte im Hintergrund,

sein Ziel war die Zerschmetterung des deutschen Handels, der deutschen Flotte, des mächtigsten Konkurrenten auf dem Weltmarkt.

Wir Deutschen sind in den Kampf gegangen, weil wir mußten, weil man aus freblem Übermut und fanatischem Haß in Unterschätzung unserer Kräfte uns ans Leben wollte. Wir werden die Waffen niederlegen an dem Tage, an dem man uns die Bürgschaft gibt, daß man uns in Ruhe unserer niemand bedrohenden Entwicklung überläßt.

Wann dieser Zeitpunkt eintritt, kann heute noch niemand voraussagen, wir aber können ihn im Bewußtsein unserer Unüberwindlichkeit — mit Trauer

im Herzen der Opfer willen — in Ruhe abwarten. Wir müssen ihn abwarten, weil wir nur die Wahl haben zwischen Sieg oder Untergang.

Unsere Gegner können den Krieg an jedem Tage abbrechen. Sie brauchen nur zu erkennen, daß er nicht sein mußte und sein Ziel, unsere Vernichtung, nie und nimmer erreicht wird. Hoffen wir auch um unserer Feinde willen, daß dieser Tag bald kommt.

Wie im letzten Jahre, schließt der Kalendermann auch diesmal seine Vorrede:

Gott befohlen, lieber Leser und vielliebe Leserin! Gott schütze unser großes deutsches Vaterland! Gott schütze unsere schöne badische Heimat.

Der deutsche Kaiser an sein Volk.

Ein Jahr ist verfloßen, seitdem Ich das deutsche Volk zu den Waffen rufen mußte. Eine unerhört blutige Zeit kam über Europa und die Welt. Vor Gott und der Geschichte ist mein Gewissen rein. Ich habe den Krieg nicht gewollt. Nach Vorbereitungen eines ganzen Jahrzehnts glaubte der Verband der Mächte, denen Deutschland zu groß geworden war, den Augenblick gekommen, um das in gerechter Sache treu zu seinem österreichisch-ungarischen Bundesgenossen stehende Reich zu demütigen, oder in einem übermächtigen Ringen zu erdrücken.

Nicht Eroberungslust hat uns, wie Ich schon vor einem Jahre verkündet, in den Krieg getrieben. Als in den Augusttagen alle Waffenfähigen zu den Fahnen eilten und die Truppen hinauszogen in den Verteidigungskampf, fühlte jeder Deutsche auf dem Erdball, nach dem einmütigen Beispiel des Reichstages, daß für die höchsten Güter der Nation, ihr Leben und ihre Freiheit, gekämpft werden mußte. Was uns bevorstand, wenn es fremder Gewalt gelang, das Geschick unseres Volkes und Europas zu bestimmen, das haben die Drangsale Meiner lieben Provinz Ostpreußen gezeigt. Durch das Bewußtsein des aufgedrungenen Kampfes war das Wunder vollbracht: Der politische Meinungsstreit verstummte; alte Gegner fingen an, sich zu verstehen und zu achten. Der Geist treuer Gemeinschaft erfüllt alle Volksgenossen.

Voll Dank dürfen wir heute sagen: Gott war mit uns! Die feindlichen Heere, die sich vermaßen, in wenigen Monaten in Berlin einzuziehen, sind mit wuchtigen Schlägen im Westen und Osten weit zurückgetrieben. Zahllose Schlachtfelder in den verschiedensten Teilen Europas, Seegefechte an nahen und fernsten Gestaden bezeugen, was deutscher Inngrimm in der Notwehr, und deutsche Kriegskunst vermögen. Keine Vergewaltigung völkerrechtlicher Satzungen durch unsere Feinde war imstande, die wirtschaftlichen Grundlagen unserer Kriegführung zu erschüttern. Staat und Gemeinde, Landwirtschaft, Gewerbeleiß und Handel, Wissenschaft und Technik

wetteiferten, die Kriegsnot zu lindern. Verständnisvoll für notwendige Eingriffe in den freien Warenverkehr, ganz hingegeben der Sorge für die Brüder im Felde, spannte die Bevölkerung daheim alle ihre Kräfte an, zur Abwehr der gemeinsamen Gefahr.

Mit tiefer Dankbarkeit gedenkt heute und immerdar das Vaterland seiner Kämpfer, derer, die todesmutig dem Feind die Stirn bieten, derer, die wund oder krank zurückkehrten, derer vor allem, die in fremder Erde oder auf dem Grund des Meeres vom Kampf ausruhen. Mit den Müttern und Vätern, den Witwen und Waisen empfinde Ich den Schmerz um die Lieben, die fürs Vaterland starben.

Innere Stärke und einheitlicher nationaler Wille im Geiste der Schöpfer des Reiches verbürgen den Sieg. Die Deiche, die sie in der Voraussicht errichteten, daß wir noch einmal zu verteidigen hätten, was wir 1870 errangen, haben der größten Sturmflut der Weltgeschichte getrotzt. Nach den beispiellosen Weisen von persönlicher Tüchtigkeit und nationaler Lebenskraft hege Ich die frohe Zuversicht, daß das deutsche Volk die im Krieg erlebten Läuterungen treu bewahren, auf erprobten alten und auf vertrauensvoll betretenen neuen Pforten weiter in Bildung und Gesittung rüstig vorwärts schreiten wird. — Großes Erleben macht ehrfürchtig und im Herzen fest. In heroischen Taten und Leiden harren wir ohne Wanken aus, bis der Friede kommt, ein Friede, der uns die notwendigen militärischen, politischen und wirtschaftlichen Sicherheiten für die Zukunft bietet, und die Bedingungen erfüllt, zur ungehemmten Entfaltung unserer schaffenden Kräfte in der Heimat und auf den freien Meeren. — So werden wir den großen Kampf für deutsches Recht und Freiheit, wie lang er auch dauern mag, in Ehren bestehen, und vor Gott, der unsere Waffen weiter segnen wolle, des Sieges würdig sein.

Großes Hauptquartier, den 31. Juli 1915.

Wilhelm I. R.